

Wenn die Erde überfüllt sein wird.

Von Björn M. Stefánsson.

Warum immer wieder Polarexpeditionen, jetzt zu Schiff, jetzt mit Schlitten oder im Flugzeug? Warum immer wieder der Wetlauf zum Pol? Wenigen Erfolgen steht eine lange Tozennliste gegenüber. Franklin und de Vong, Scott, Amundsen und Malmgren und viele andere sind erstoren und verhungert im Kampf um — einen Punkt, um eine mathematische Abstraktion. War das Ziel dieser Männer die Erfüllung einer Fiktion, die Befriedigung sportlichen Ehrgeizes? Dafür allein hätten sie das große Interesse und die Unterstützung der Allgemeinheit nicht gefunden. Um nur eines herauszugreifen: Die für jeden einzelnen bedeutungsvolle Wetterkunde hat reiche Anregung aus den mitgebrachten Aufzeichnungen der Forscher geschöpft. Noch wichtiger jedoch ist die Kenntnis der Länder der Zukunft, des „Neulands im Norden“, der Randländer der Arktis, Alaska, der Kanadischen Inseln, Nordkanadas, Ostiberiens und Sibiriens. Björn M. Stefánsson, der geniale „Reformator der Polarforschung“, dessen Urteil in diesen Dingen besonders schwer wiegt, weil er jahrelang im angeblich unfruchtbaren Norden nur vom Land gelebt hat, erklärt in seinem neuen Buch „Das Neuland im Norden“, „Neuland im Norden. Die Bedeutung der Arktis für Ernährung, Verkehr und Wirtschaft der Zukunft.“ (Deutsche Bearbeitung von Dr. Hermann Müller), daß Mensch und Tier in diesen Gegenden unter erkannten, günstigeren Bedingungen existieren können als in den Tropen. Tierzucht, Bergbau und Luftverkehr haben dort noch eine sehr große und in ihren voraussetzlichen Ausmaßen nur von den wenigsten geahnte Zukunft. Wie viele denken z. B. daran, daß der kürzeste Weg von Berlin nach Tokio nördlich an Archangelsk vorbei oder der nach Frisko über das mittlere Grönland führt. Man könnte das für die Menschheit sich einmal lebenswichtige Buch Stefánssons auch nennen: „Bessere Strömung, heute ernsthafter Plan, morgen Wirklichkeit.“ Der nachstehende Abschnitt gebe unseren Lesern einen Einblick in eine der vielen Probleme, die der Revolutionär der Polarforschung aufwirft.

In Beginn der Kolonisierung eines Landes dienen das Meer und die Flüsse als Verkehrswege, und sie sind es auch, die die Lage der Handelsmittelpunkte bestimmen. Alaska hat mehr als die dreifache Größe des Deutschen Reiches, aber es gibt keinen Punkt des Landes, der mehr als 800 Kilometer von der Meeresküste oder den Ufern des Puzon entfernt wäre. Hier und da ist ein Viehtrieb ungenügend wegen der vorgelagerten Wälder, aber überall dort, wo Grasländer sich ausbreiten, ziehen sie sich in irgendeiner Richtung ununterbrochen bis zur Meeresküste hin.

Zweifellos werden auch die Eisenbahnen an der Erschließung Alaskas einmal teilhaben, aber hinsichtlich der Rentierzucht werden sie noch auf lange Zeit hinaus mehr eine Unannehmlichkeit als eine Notwendigkeit sein.

Zwei Umstände waren es, die mich im Jahre 1919 dazu bestimmten, mich lebhaft für die Einführung zahlreicher Rentiere in Kanada einzusetzen: der Erfolg des entsprechenden Versuches in Alaska und meine Überzeugung, daß das Klima aller Nordgebiete Alaskas nicht nur tatsächlich das gleiche ist wie in Alaska, wo die Rentiere sich üppig vermehren, sondern auch das gleiche wie in Manitoba und im kanadischen Mittelwesten, wo heute große Städte und ausgedehnte Landgemeinden blühen. Über zwanzig Jahre hatte ich in dem Klima Nordalaskas und Manitobas, mehr als zehn Jahre in den Polargebieten gelebt, und ich wußte: man kann nicht das eine Klima lieben und das andere verabscheuen! Das ganze Problem der Besiedlung Nordkanadas ist fast ausschließlich von selbst, und die Lösung heißt: Menschen von dem Schlage, die heute gewohnt sind, in Manitoba und Dakota zu leben, die Mittel zum Lebensunterhalt zu schaffen. Bergwerke, Petroleumquellen, viele andere Hilfsmittel sind im hohen Norden vorhanden. Aber die Grundvoraussetzung für die dauernde Besiedlung eines Landes ist die Nahrungszugang an Ort und Stelle. Nur darauf kann sich eine lebendige Bevölkerung aufbauen, nur darauf Industrien entwickeln, die, wenn auch sie auf der Ausbeutung der Bodenschätze beruhen, nicht gedeihen können, wenn alle Nahrungsmittel von weither herbeigeschafft werden müssen. Deswegen ist die Entwicklung der Nahrungszugang notwendigste der erste Schritt für den Ausbau der Bergwerke und Petroleumfelder.

Die größte Gefahr wird in Kanada von den ungläubigen großen Herden der Karibus drohen. Einige Sachverständige behaupten, man könne in jedem Jahr den

schönen Teil der Rentierherden mit Karibus auffüllen. Das wird sogar für die zahmen Tiere einen Vorteil mit sich bringen; sie werden an Körpergröße zunehmen, weil die Karibus größer sind. Daneben bedeutet ja auch jedes zu der Herde hinzukommende Karibu rein zahlenmäßig einen Gewinn. Wenn jedoch eine große Anzahl wilder Tiere, sagen wir 20 bis 50 p. O., in eine zahme Herde eingereicht wird, so ist man allgemein überzeugt, daß die Herde völlig ungesund werden wird. Daraus kann man folgern, daß eine Herde von ein paar Tausend zahmen Tieren, die mit einer Herde von vielen Tausend wilden Tieren in Berührung kommt, verloren ist.

Es gibt Leute, die da sagen, jetzt sei es nicht an der Zeit die Erschließung neuer, flacherseugnender Länder zu betreiben, zumal Rind- und Hammelfleisch niedrig im Preise stehe. Eine derartige Ansicht blüht nicht über die nächsten zehn oder zwanzig Jahre hinaus. Sie wird von denen vertreten, die all das für unnötig und wertlos ansehen, was nicht „in absehbarer Zeit“ Dividenden abzuwerfen vertritt.

Wer aber das unerbittliche Anschwellen der Bevölkerungsunahme unserer Erde sieht und lieber zu denen zählen will, die Eichbäume pflanzen, um kommenden Geschlechtern Schatten zu spenden, der darf sich den Beweggründen für die Entwicklung des Nordens nicht verschließen. Wenn aber die meisten Kapitalisten nicht zwanzig Jahre in die Zukunft vorausschauen können um ihres eigenen Vorteils willen, so braucht sich meines Erachtens auch der Durchschnittsbauer nicht darüber zu ängstigen, daß binnen zwanzig Jahren das Rentierfleisch des Nordens den Preis des von ihm erzeugten Rindfleischs brüden könnte. Zweifellos wird der Preis für Rindfleisch in zwanzig Jahren höher sein als heute, wenn auch das Rentierfleisch verhindern dürfte, daß er noch höher steigt, als er es sowieso schon tut.

Auf Grund von Schätzungen, die heute allgemein als richtig anerkannt werden, besitzerte man die Bevölkerung der Erde um das Jahr 1800 auf 1000 Millionen, während man sie heute auf 1 1/2 Milliarden nahezu verdoppelt. Gelingt es weiterhin, wie in den letzten Jahrzehnten, die Schulungsbefähigung zu verdoppeln, die Lebensdauer zu verlängern, sowie Hungernöte und Seuchen einzudämmen, so dürfte innerhalb des nächsten Jahrhunderts eine obermäßige Verdoppelung der Erdbelölkerung als wahrscheinlich anzunehmen sein. U. Bent hat ja berechnet, daß schon in hundertfünfzig Jahren die größtmögliche Bevölkerungszahl in den gemäßigten Breiten, in etwa dreihundert Jahren die höchstmögliche Menschenszahl auf der ganzen Erde, die er auf rund achttausend Millionen schätzt, erreicht sein dürfte. Diese Zahlen und Entwürfungen müssen wir uns vor Augen halten, auch beim Aufstellen der Pläne zur Erhaltung und Erschließung unserer Nahrungs- und Feuerungsreserven.

Sogar behaupten manche, daß wir lange vor dem Jahre 2000 die Kraft des Atoms entzweit haben, daß wir kein Petroleum mehr benötigen und dann sicher längst gelernt haben werden, Nahrung unmittelbar aus der Luft zu gewinnen, also Schweinehälften und Weizenfelder ruftig entbehren können. Das ist immerhin möglich, aber es schadet nichts, zwei Eisen zu haben und rechtzeitig Pläne zu schmieden hinsichtlich der Erzeugung von Brennstoffen und der Erzeugung von Nahrungsmitteln, damit wir einige Vorräte haben für den Fall, daß sich die Träume unserer Chemiker nicht so rasch verwirklichen, um mit dem Bevölkerungszuwachs Schritt zu halten.

Der Schwammspinner und seine zweedmäßige Bekämpfung.

Im. Die Raupe des Schwammspinners (*Ducera dispar*) gehören tatsächlich mit zu den größten Schädlingen der Obstbäume. Sie frisst vom Mai bis August an den Blättern, Knospen, jungen Trieben und Blättern sämtlicher Obstbäume, Beerensträucher, Reben, ferner der Pappel, Buchen, Eichen, Birken, Weiden. Ja sogar Nadelbäume verschmähen sie mangels besseren Futters nicht und selbst auf Erdbeeren haben sie es abgesehen! Ganze Obstplantagen und Laubwälder sind schon von ihnen fast gefressen worden, wenn sie einmal massenhaft auftreten.

Man erkennt die Raupe im Sommer leicht an dem graubraunen Leib, der zu beiden Seiten der hellen Rückenlinie mit auffälligen Warzen bedeckt ist, von denen starke und lange Haarbüchel nach rechts und links über den Leib hinausragen. Diese Warzen sind vorne blau, hinten rot.



Die Raupe wird 4—6 Zentimeter lang. — Im August verwandelt sie sich in eine schwarzbraune Puppe. — Und bereits nach etwa 14 Tagen schlüpft bereits der Falter aus. Das Weibchen ist ziemlich groß (2,5 bis 3,5 Zentimeter), dieleibig und gelblich-weiß mit feiner, dunkler Zeichnung. Dagegen ist das Männchen nur 2 bis 2,5 Zentimeter groß, graubraun und unscheinbar. Der Leib des Männchens ist schlangenförmig. Man im späten Sommer nur die Weibchen an den Bäumen herumfliegen. Sie legen ihre Eier meist an der Rinde der Stämme, am liebsten unter Obhängeln ab. Dabei gehen sie bis zu 3—4 Meter an den Bäumen empor.

Diese Eierablagen sind es nun, welche dem Schwammspinner zu seinem Namen verholfen haben. Die Eier liegen nämlich in einer wolligen Masse, die aus den Afterhaaren des Weibchens gebildet ist. Die Gestalt dieser luftigen Eierablagen, die einem Zunderschwamm ähneln, ist oval, die Größe geht bis zu einer Flaume. Die Farbe ist braunlich. Im April/Mai schlüpfen dann aus den „Schwämmen“ die schlimmen kleinen Raupen. —

Vernichtet man also möglichst zeitlos die „Schwämme“, dann vernichtet man auch die ganze Brut fürs nächste Jahr! Das beste Mittel aber ist für die Vernichtungzeit vom August bis zum nächstjährigen April das Durchsprühen der „Schwämme“ mit Petroleum. Dem Petroleum setzt man den Farbstoff Nilkamin zu, welcher schwarzrot ist und die besten Schwämme schwarzlich färbt. Dadurch vermeidet man es, manche Schwämme zwei- oder dreimal mit Petroleum zu besprühen. Die einfachste Technik dieses Tränkens mit Petroleum ist das Herumhängen an den Bäumen mittels Leiter, das Petroleumlängchen in der Hand. Da aber die Schwämme bis zu 4 Meter hoch gehen, ist bei massenhaftem Auftreten ein kleiner Apparat sehr praktisch, den die Firma Paul Klmann, Berlin NW, Luisenstr. 47 herstellt und die Biologische Reichsanstalt empfiehlt. Es ist eine kleine Blechtrammel von der Form eines flach zusammengedrückt Zylinders (9x8x4,5 Zentimeter). Innen im Zylinder läuft längs einer Schmalseite des Zylinders ein Rohr, welches, oben über das Gefäß hinausragend, zum Einströmen d. d. Petroleum dient. In der Rohrwandung befinden sich Löcher zum Ein- und Austritt des Petroleum. Im unteren Teile des Rohres, welcher gleichfalls über den Boden hinausragt, bewegt sich ein kurzer Kolben aus Blei, der beim Heruntergleiten die obere Öffnung des engen Abfuhrrohres verschließt. Der Bleifolben hängt oben an einer langen Schnur, die durch die obere Öffnung des Rohres hinausgeht, über eine Rolle und durch einen Ring läuft. Zieht man an ihr, so wird die Ausfuhröffnung frei, läßt man sie locker, verschließt sich diese. Der kleine Zylinder kommt mittels einer Düse an eine lange Stange, an welcher oben erwähnte Schnur herabläuft. Mit Hilfe dieser Stange reicht man überall hin und in alle Winkel hinein: Ein Zug und das Petroleum läuft an den „Schwämmen“, ein Nachlassen, und die Öffnung verschließt sich. Mit einem Liter Petroleum kann man so gegen 300 Schwämme vernichten!

Vor und hinter dem Raffenschalter.

Eine lange Menschenkette drängt sich vor dem Schalter der Krankenkasse, fränk, abgelebte Menschen. Der viel zu enge Raum ist geschwängert von Ausdünstungen aller Art. Dampf föhnt unterdrücktes Murren, Hn und wieder ein oerber Fluch. Nervosität! Sie ist ja auch nach der unvollständigen Krankenversicherung eines der Hauptleiden unserer Zeit. Auch zu dem Mann hinter dem Schalter drängt die Not der Nervosität. Trotz angestrengter Arbeit kann er die Wartenden nicht schnell genug befriedigen und eines Tages muß er selbst krank werden. Dann hat die Kasse wieder eine Ausfallskraft zu bezahlen. Wenn aber, um dem Uebel abzuwehren, größere, der Bedürfnisse entsprechende Verwaltungsräume mit Sitzgelegenheit für die Kranken und dergleichen mehr beschaffen werden sollen, dann ist dies eine unerhörte Verschwendung“ nach Ansicht derer, die in ihren mit allen Feinheiten moderner Bürotechnik eingekleideten und mit wackeligen Doppelfüßen gegen den Lärm der Außenwelt abgedichteten Kontoren sitzen, die nicht zu warten brauchen, die nur den Telephonhörer aufheben, wenn sie einmal ärztlicher Hilfe bedürfen.

Langsam rückt sich die Menschenmenge im Schalterraum. Jetzt ist ein alter weißhäutiger Schmiech an der Reihe. Mit gekrümmtem Rücken steht er da, gekrümmt von der Last jahrzehntelanger Arbeit. „Gen Krankenschein möchte ich haben“, — er ist nämlich ein Berliner und die sind bekanntlich nicht auf den Mund gefallen. „Wie heißen Sie? Sind Sie bei uns versichert?“ fragt der Angestellte. „Din Joobe id, dreißig Jahr hab id jezahlt und nicht zu knapp, immer don'n Lohn abjesogen, bis id mir, Sonnabend warnt drei Wochen jesusen, mit me'n Recker oertracht habe. Dämlich id er mir jetommen, da habe id meine Sachen jepakkt und bin jeturnt.“ „Bestehen Sie Erwerbslosenunterstützung?“ „Ne, der id ooch so'n Schwindel, jeh krieh id nicht, weil id jehst jehjungen bin, ham je jehst. Erst nach vier Wochen krieh id wat. Na, die sind ja auch bald um.“ „Dann sind Sie also schon vor 3 1/2 Wochen aus der versicherungspflichtigen Beschäftigung ausgeschieden. Haben Sie sich freiwillig weiter versichert?“ „Was, jahl'n soll id ooch noch, jehst, wo id selber nicht zu freijen hab, der lennt euch so paffen!“ „Ja, oan tut es mir leid, dann kann ich Ihnen keinen Krankenschein mehr geben.“ „Wat, nich mol een Krankenschein, na sone Gemeinheit, oerzig Jahre jehjahl und jehjahl und nie mat jehricht. Andere, die zu faul sind zum schulten, die krieten Krankenscheid,

so wille se haben wolten, die schiden se in de Bada, aber aber unferrens is nur jut zum zahlen. Sone Schweinerei, nich mal'n Krankenschein wilst de mir jeben. Du jemeiner Kerk? Wat mat mein Jundan, der wer id kommen.“ Eine geballte arbeitsharte Faust sitzt in der Luft. Der Mann hinter dem Schalter versteht den Grimm oder würde ihn verstehen, wenn er ein wenig mehr Zeit zum Nachdenken hätte. Aber ist er denn verantwortlich für die Härten, die jede gesetzliche Regelung und so auch das Krankenversicherungsgezet mit sich bringt? Mus er sich beschimpfen und bedrohen lassen, wenn er seine Pflicht erfüllt? Auch er lit nicht auf den Mund gefallen, auch er lit ein Mann aus dem Volke. So wird die Erwiderung auch nicht gerade sanft und freundlich und ist keineswegs geeignet, die fährmischen Wogen zu glätten. Das Ende? Wie wird wohl der Alte, ein mit Recht in seiner Familie und bei seinen früheren Kollegen hochgeschätzter Mann in Zukunft über die Krankenkasse denken und sprechen?

Die nächste am Schalter ist eine blasse Frau, hochschwanger. Der gelegene Leib wirkt doppelt unförmig im Gegensatz zu den schmalen Schultern und den eingesackelten Wangen. Eben hat sie sich beim Kassierer das Wochengeld für die Zeit vor der Entbindung geholt. Jetzt kommt sie noch einmal an den Schalter zurück. Kaum beginnt sie zu sprechen, rinnen ihr schon die heißen Tränen herunter. „Ja, mochte mir fragen, is et denn richtig, nur 50 Pfennige jern Dag, wo doch mein Mann jehst ooch erwerbslos id und nur die paar Pfenniche Unterstützung krieh? Der Frolein Doktor, wat in de Beratungskasse ist hat jehst, id soll jehst eien, wovon denn?“ „Frauentränen rühren jebes Männerherz und auch der Mann hinter dem Schalter hat ein Herz in der Brust. Aber gerade weil er die Mähung nicht jehen will, kinat die im Inhalt sachliche Antwort in der Form ein wenig zu schroll. Er kann es doch nicht ändern, daß 50 Pfenniger jehstige Betrag des Familienwochengeldes ist.“

Die folgenden Personen sind schnell abgefertigt, da sie ruhig und sachlich ihr Begehren äußern und nur die ihnen nach Gesetz und Satzung zustehenden Ansprüche geltend machen.

Dann kommt wieder ein Unzufriedener. Dredmal ein jüngerer Mann, nach seiner Kleidung zu urteilen, ein Angestellter. Vielleicht hat ihn andauerndes Niedern oder sonstige angestrengte Kopiarbeit so besonders erkrankt gemacht. „Zagen Sie mal, was soll de in das b. deuten, das kann doch nicht stimmen.“ Die Worte übergeben sich förmlich. „Ja bin erit 14 Tage krank geschrieben, das

erstmal seit drei Jahren und jehst soll ich schon zum Vertrauensarzt. Hören Sie, ich bin doch kein Simulant. Sie, ich bin kein gewöhnlicher Mensch! Ich lasse mir so etwas nicht gefallen, id werde mich beschweren.“ Vergewaltige Mühe, dem Aufgereagten klar zu machen, daß der Vertrauensarzt keine Gesundheitsmaschine ist, sondern ein besonders sachkundiger und erfahrener Arzt, der auch im Interesse des Kranken feststellen soll, ob ihm die zweedmäßige und am schnellsten zur Genesung führende Behandlung zuteil wird und ob nicht Mittel der Versicherung zwecklos vergeudet werden.

Eine halbe Stunde später regt eine ziemlich hochbunige altematische Frau sich darüber auf, daß ihr ein in ihrer Zeitung als unfehlbar wirkendes Arzneimittel nicht verschrieben wird. „Weli die Kasse es nicht erlaubt“, — sagt der Herr Doktor. Daß es sich um ein sogenanntes Geheimmittel handelt, das in erster Linie ihren Fabrikanten „besund macht“, will sie nicht glauben.

So geht es tagaus, tagein. Ist deshalb der objektive Wert der Krankenversicherung geringer zu bemessen? Gewiß nicht. Die Tatsache bleibt bestehen, daß alle diese Menschen ohne die Versicherung keine ärztliche Hilfe und keine geldliche Unterstützung in den schweren Tagen der Krankheit finden und daß viele einem unheilbaren Siedtum und wirtschaftlicher Not verfallen wüden. Aber ein wenig mehr Nachdenken, ein wenig mehr Verständnis der Mitglieder für die Aufgaben und die Grenzen der Krankenversicherung, würde nicht nur dem Mann hinter dem Schalter, der ja letzten Endes nur Beauftragter der Versicherten ist, die Arbeit wesentlich erleichtern, sondern ihnen selbst auch manchen Veger und manche Unruhe ersparen. Das aber würde zweifellos ihrer Gesundheit dienen. Auch kommt es den Mitgliedern nur zugute, wenn sie sich durch das Lesen entsprechender, von den Kassen bereitgestellter Merkblätter und durch den Besuch von Vorträgen rechtzeitig über ihre Rechte und Pflichten unterrichten (siehe die freiwillige Weiterversicherung im Falle Falle des alten Schwiebers). „Gesündigt wird außerhalb und innerhalb der Kassen“, sagt ein lateinisches Sprichwort, auch außerhalb und innerhalb der Krankenkassen. Wünschenswert bleibt auch hier, daß die Kassen fallen — nicht nur äußerlich. Bei modernen Krankenkassenbauten werden jehst schon die Schalter jehgelassen, so daß Angestellte und Versicherte sich ohne trennende Schranke gegenüberstehen. Hoffentlich verschwindet damit auch das sachlich unbegründete Mißtrauen zwischen den Mitgliedern der Krankenkasse und ihren in der unmittelbaren Kassenarbeit stehenden Vertretern.